
AUF DER SUCHE NACH LEBENSQUALITÄT

Rezension von: Helge Majer (Hrsg.),
Qualitatives Wachstum. Einführung in
Konzeptionen der Lebensqualität,
Campus Verlag, Frankfurt-New York
1984, 290 Seiten.

Seit langen Jahren geistert der Begriff der „Lebensqualität“, der sich mit jenem des „qualitativen Wachstums“ verbindet, durch die politische Diskussion: häufig degeneriert zu einer bekenntnishaften und risikolosen Leerformel, und dennoch ein Begriff, an den sich unsere Zukunftserwartungen heften müssen. Was sonst sollen wir wollen, wenn nicht „qualitatives Wachstum“, wo uns doch mittlerweile klargemacht worden ist, daß die bloße Sozialproduktzählerei noch keine bessere Gesellschaft verbürgt? Der vorliegende Sammelband versucht sich an Definitionen und Instrumenten, an theoretischen Ansätzen und Fallstudien – auf einem sehr einfachen Niveau, das einige Beiträge als erste Einführung für Proseminarveranstaltungen möglicherweise als zulässig erscheinen läßt.

Nach einer Übersicht über den aktuellen Diskussionsstand werden (im 2. Kapitel) die soziale Wohlfahrtsfunktion, Sozialindikatoren, das „Measure of Economic Welfare“-Konzept u. dgl. präsentiert; qualitatives Wachstum, so das keineswegs überraschende Ergebnis der Betrachtungen, müsse mit einer Steigerung der Lebensqualität, gemessen am Zufriedenheitsniveau der Bevölkerung, gleichgesetzt werden. Im 3. Kapitel wird festgehalten, daß das Bewertungsproblem im wesentlichen darin bestehe, die Bedürfnisse und die Produktionsmöglichkeiten einer Gesellschaft in Einklang zu brin-

gen; zu diesem Behufe wird in Kapitel 10 der technische Fortschritt umdefiniert: Er ist nunmehr ident mit Qualitätsverbesserungen der Träger des technischen Fortschritts, und von Qualitätsverbesserung sei dann zu reden, wenn – was wohl? – eine bessere Bedürfnisbefriedigung der Menschen gewährleistet werden könne. Vor den Darstellungen der Nutzwertanalyse und der Cost-Benefit-Analyse in Kapitel 5 und 6 wird uns einiges über Wertungen in der Jurisprudenz und den „alten“ Werturteilsstreit erzählt (Kap. 4), ohne daß dadurch der in den anderen Beiträgen verwendete Wertbegriff klarer würde; gleichermaßen erstaunt den Leser eine Fallstudie über eine Projektevaluation in der Dritten Welt (Kap. 7). Danach kommen wir (Kap. 8 bis 11) zu den wirtschaftspolitischen Beschäftigungs- und arbeitsplatzpolitischen Humanisierungsproblemen und zur Frage, ob der Staat den technischen Fortschritt regeln soll: „Er“, so das Resümee, „der die allgemeinen Interessen zu vertreten hat, muß als Kriterium des technischen Fortschritts die Verbesserung der Lebensqualität vorschreiben.“ (S. 182) Abgesehen von einem zarten Hinweis auf Wissenschaftsförderung und Bildungsanstrengungen wird uns allerdings vorenthalten, wie dies zu geschehen hat. Die letzten Beiträge beziehen sich auf knappe Ressourcen: auf Umweltschutz, Energie und Freizeit, auch auf Regionalpolitik und auf demographische Veränderungen. Nicht alle Beiträge scheinen in die Argumentationslinie des Bandes integriert zu sein: „Der wichtigen Frage, ob die Regionalpolitik faktisch effizienter auf das Ziel der Verbesserung von Lebensqualität hinwirkt, wird hier nicht weiter nachgegangen“ (S. 207), heißt es im regionalpolitischen Beitrag.

Einige Informationen werden geliefert, einige Begriffe hin und her definiert, viel kommt dabei nicht heraus. Ergebnislosigkeit und stilistische Unbeholfenheit ergeben oft ein ermüdenden-

des, manchmal ein erheiterndes Traktat. Man betrachte etwa die vollständige Liste der Ergebnisse des Beitrags über die Humanisierung der Arbeitsbedingungen (S. 159). „1. Die Humanisierung der Arbeitsbedingungen ist zeitbezogen und unterliegt dem Urteil des objektiven Geistes einer Periode.“ Was, bitte, ist der objektive Geist einer Periode? „2. Veränderungen der Arbeitsbedingungen sind grundsätzlich als fortdauernder Prozeß zu verstehen und einzuordnen. Der soziotechnische Wandel muß als Prozeß gesehen werden, der einer fortwährenden Änderung unterliegt.“ Abgesehen davon, daß hier dreimal ungefähr dasselbe gesagt wird: Verändern sich nun die Arbeitsbedingungen oder verändert sich der Prozeß, und wie? „3. Das aus dem sozialen Wandel neu entstandene Menschenbild ist ambivalent. Es tendiert jedoch dazu, den Leistungswillen und die Leistungsfähigkeit in den Vordergrund zu stellen, wobei offen ist, ob dies aus dem Interesse der Betroffenen, oder aus der Tradition resultiert.“ Das Menschenbild ist neu entstanden, resultiert aber aus der Tradition? Irgendwie schon richtig, aber auf welche Weise? „4. Die Urteile der jeweils Betroffenen in den verschiedenen Hierarchiestufen sind sicher abhängig von deren Erwartungen, aber darüber hinaus auch von den Veränderungen, die sich aus dem technischen Fortschritt ergeben.“ Ja, das ist wohl so. „5. Die Forderungen der Gewerkschaften werden von den Ansprüchen des sozialen Umfeldes geprägt und bestimmt.“ Welch kühne Theorie! „Hier dominiert das herrschende Menschenbild, sofern es von den Gewerkschaftsfunktionären vertreten wird.“ Jawohl, und wenn es nicht vertreten wird, dann dominiert es auch nicht.

Der Mangel eines der deutschen

Sprache hinreichend mächtigen Lektors führt manchmal zu schwer deutbaren Sätzen. Es geht um die Einräumung freier Bewegungsspielräume am Arbeitsplatz: „Dies kann dadurch geschehen, daß sie den Entscheidungsspielraum des einzelnen Mitarbeiters erweitern und damit die Entfaltung der Persönlichkeit erleichtern, ohne daß sie die Möglichkeit ‚Beherrschung‘ der modernsten Maschine einräumen, die die fortschrittliche Haltung des Mitarbeiters zeigt und damit seine Stellung aufwertet, selbst wenn er nur wenige Handgriffe ausführt.“ (S. 156). Falls das nicht gleich verstanden wird, ist der Satz nochmals zu lesen. Das Wieder-Lesen hat mir allerdings bei der folgenden Äußerung auch nicht geholfen: „Gerade der Individualanspruch auf eine noch nicht im allgemeinen Bewußtsein bestehende Akzeptanz der Veränderungen der Anpassung von Leistung und ihres Stellenwertes im Leben eines Menschen, fördert hier auch Unterschiede der Bewertung von Arbeitsbedingungen zutage.“ (S. 149). Bei anderen Bemerkungen wieder ist alles klar, allzu klar; die Frage, ob die Märkte eine optimale Gewichtsstruktur im Sinne der Wohlfahrtstheorie schaffen, wird folgendermaßen beantwortet: Die Antworten der Wohlfahrtstheorie „hängen von der Spezifikation der sozialen Wohlfahrtsfunktion ab, und diese ist wegen der Komplexität des Problems sehr schwierig.“ (S. 36) In der Tat! – Solche Zitationen sind nur unfair, wenn es sich um Einzelfälle handelt; allein die in diesem Band vorfindliche Dosis an semantischem Durcheinander, das auf den gesamten Inhalt durchschlägt, ist beachtlich. Vielleicht hätte es – alles in allem – ein lesbares Buch werden können, hätte man ein wenig mehr Arbeit hineinsteckt.

Manfred Prisching